

Leben im Hochhausblock

Zwischen Stigmatisierung und Wertschätzung

Text: Eveline Althaus | Bilder Schwerpunkt: Luc-François Georgi

Wohnen bestimmt wesentlich unsere Lebensqualität. Hochhaussiedlungen aus den Bauboomjahren haben häufig ein schlechtes Image. Wer aber mit Bewohnerinnen und Bewohnern spricht, erfährt oft viel Positives. Wir täten gut daran, uns von verbreiteten Klischees zu verabschieden.

In den Jahren des wirtschaftlichen Aufschwungs nach dem Zweiten Weltkrieg veränderte sich unsere Siedlungslandschaft grundlegend. Die Bevölkerung der Schweiz wuchs zwischen 1950 und 1970 um mehr als einen Viertel. Es galt, in kurzer Zeit viel Wohnraum zu schaffen. Die meisten der Grossüberbauungen und Wohnhochhäuser, die an den Rändern unserer Städte stehen, sind in den Jahren des Baubooms der 1960er- und 1970er-Jahre entstanden. Sie wiesen einen für die damalige Zeit modernen Ausbaustandard mit viel Komfort auf. So war es vor 50 Jahren noch lange nicht für alle selbstverständlich einen Lift, eine Zentralheizung und eine Dusche in der Wohnung zu haben.

Geschichte der Abwertung

Relativ bald änderte sich aber die Situation. Mit dem Konjunkturereinbruch nach der Ölkrise wurde die Idee eines grenzenlosen Wachstums und einhergehend auch das Bauen im grossen Massstab zunehmend infrage gestellt. Zudem zeigten sich – in den oft in wenigen Monaten gebauten Häusern – erste baulichen Mängel. Auch die in der Anfangsphase zum Teil fehlenden Quartiereinrichtungen sowie die Monofunktionalität des Wohnens in vielen Siedlungen erwiesen sich als problematisch. Die Folge war eine Abwertung der Grossüberbauungen am Stadtrand, soziale Marginalisierungs- und Segregationsprozesse der Wohnbevölkerung fanden statt. Eine Entwicklung, die in den 1990er-Jahren mit der zunehmenden Aufwertung des Wohnens in den Innenstädten noch verschärft wurde.

Heute erleben Hochhäuser und grosse Überbauungen im Städtebau – gerade auch im Zuge der Diskussion um Nachverdichtungsstrategien in urbanen Gebieten der Schweiz – teils wieder eine Aufwertung. Die heute um die 50-jährigen, alternden «Wohnmaschinen» der 1960er- und 1970er-Jahre werden in der Öffentlichkeit wie auch in Fachdiskursen jedoch nach wie vor als monotone oder anonyme Strukturen problematisiert und gelten weiterhin als Wohnort von benachteiligten Bevölkerungsgruppen.

Auch mit ihrem Erscheinungsbild fallen Hochhaussiedlungen und Grossüberbauungen meist auf. Die massiven Fassaden und die Vielzahl an Wohnungen in einem Komplex unterscheiden sich von der Norm der meisten Wohnbauten. Sie werden dadurch auch zum Gegenstand von «Othering», das heisst zu einem Merkmal für Differenzierungsmechanismen, an dem Negativzuschreibungen festgemacht werden. In der Aussenwahrnehmung kursieren verschiedene Bilder, die das Bauliche oder die Bewohnerschaft diskreditieren. Von «Betonbunkern» oder gar von

«Ghettos» ist die Rede, meist ohne das Leben vor Ort zu kennen.

Die Innendarlegungen von Menschen, die in Hochhaussiedlungen wohnen oder arbeiten unterscheiden sich meist grundlegend von den problematisierenden Aussenbildern. Im Rahmen eines Forschungsprojekts am ETH Wohnforum habe ich mittels Hausbiografien die Nachbarschaften der zwei Hochhaussiedlungen Unteraffoltern II in Zürich und Mittlere Telli in Aarau vertieft analysiert. Die folgenden Bedingungen machen das Leben in einer Grossüberbauung aus der Innensicht ansprechend.

Wohnumfeld-Qualitäten

Die dichten, massiven Hochhausbauten aus den Bauboomjahren sind meist von Weite, von grünen und verkehrsfreien Aussenräumen umgeben. Diese Grossräumigkeit, der Freiraum, der Blick in den Himmel oder ins Grüne machen das Hochhausleben besonders. Gerade von höheren Geschossen sind die Wetterlagen gut wahrnehmbar, Wolkenbilder und Sonnenuntergänge lassen sich beobachten, Flugzeuge ziehen vorbei, und abends sieht man die Sterne und die Lichter der Stadt.

Von «Ghettos» ist die Rede, meist ohne das Leben vor Ort zu kennen

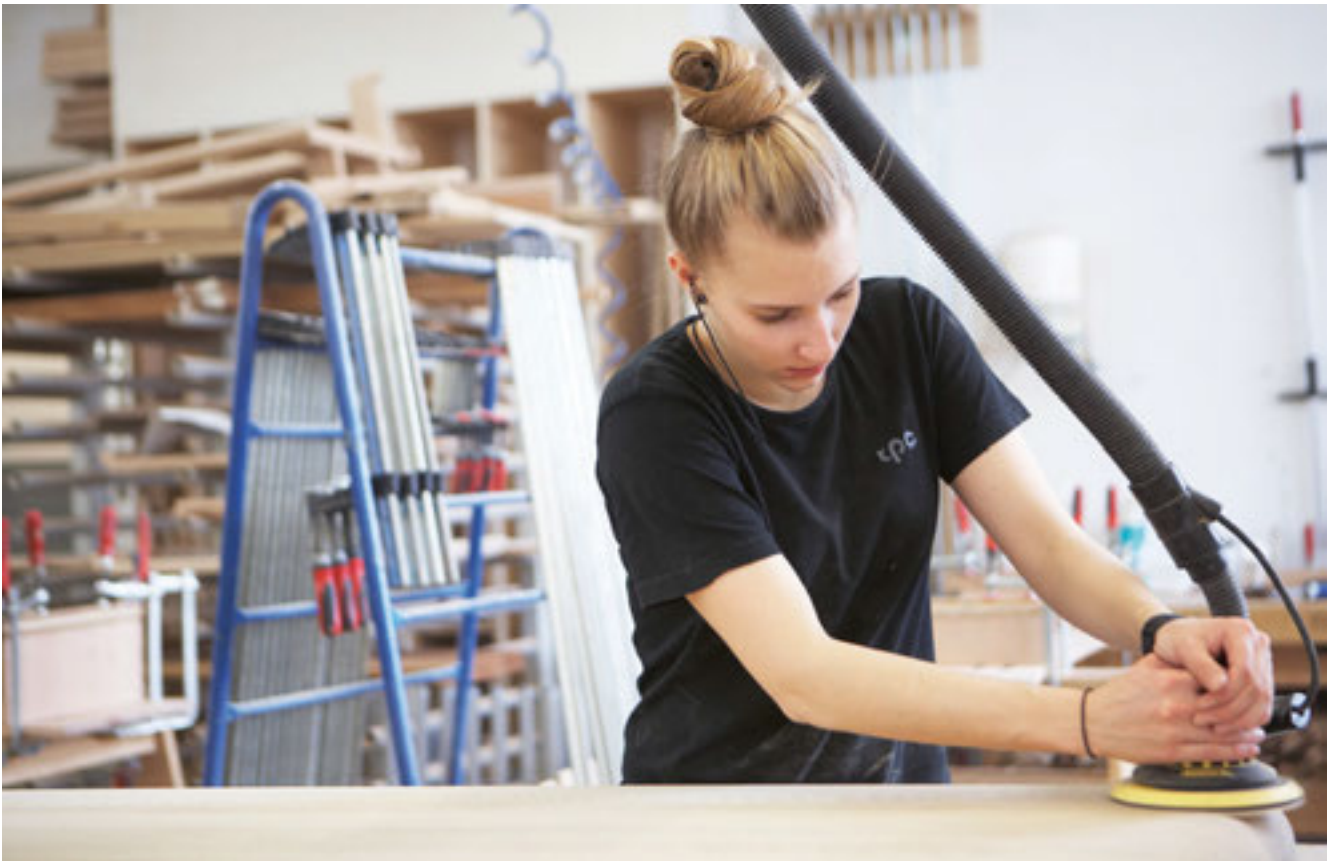
Familien schätzen insbesondere die grünen, verkehrsfreien Aussenräume, die Spiel- und Fussballplätze vor den Häusern, auf denen Kinder auch selbstständig spielen und sich treffen können. Auf dem Siedlungsareal stehen der Bevölkerung in der Regel verschiedene Begegnungsorte (Bänke, Tische, Grillplätze, Siedlungsgärten, Pingpong-tische) und in den Erdgeschossen der Häuser auch Gemeinschafts-, Spiel- oder Mehrzweckräume zur Verfügung.

Aber auch die Nahversorgung und Quartierinfrastruktur ist wichtig: Schulen und Kinderbetreuungseinrichtungen in der Nähe, Sport- und Freizeitangebote, Einkaufsmöglichkeiten, Arztpraxen, Naherholungsgebiete sowie ein guter Anschluss an den öffentlichen Verkehr. Während die Quartierinfrastruktur bei grossen Überbauungen nicht selten von Anfang an eingeplant worden ist (wie etwa bei der Telli), ist sie in kleineren Hochhaussiedlungen (wie etwa in Unteraffoltern) erst im Laufe der Jahre gewachsen – meist im Zusammenhang mit weiteren Stadtentwicklungsprozessen.

Eveline Althaus

ist Sozialanthropologin und wissenschaftliche Projektleiterin am interdisziplinären Forschungszentrum ETH Wohnforum – ETH CASE (Centre for Research for Architecture, Society and the Built Environment). Sie hat ihre Dissertation im Rahmen des Nationalfondsprojekts «Zur Karriere des Baubooms. Hausbiografien ausgewählter Wohnungsbauten zwischen 1950 und 1980» verfasst.





Passende und günstige Wohnungen

Grundlegend für eine positive Einschätzung sind auch die privaten Innenräume. In beiden untersuchten Hochhaus-siedlungen gibt es einen relativ breiten Wohnungsmix (von 1,5- bis 4,5- bzw. 5,5-Zimmer-Wohnungen), die sich für verschiedene Haushaltsformen eignen. Zwar weisen in beiden Siedlungen die Küchen sowie die Schlaf- beziehungsweise Kinderzimmer – im Vergleich zu heutigen Neubauten – kleine Raumflächen auf. Hingegen bieten die Wohnungen die Möglichkeit, multifunktional und für verschiedene Bedürfnisse genutzt und angeeignet zu werden (so wird etwa das zweite Zimmer zum Homeoffice oder das ehemalige Kinderzimmer zum Hobbyraum oder Gästezimmer). Geschätzt wird insbesondere auch, dass die Wohnungen hell sind und auf beiden Hausseiten über wohnungslange Balkone verfügen. «Die Wohnungen hier sind alles andere als ein Getto, also viel schöner als viele Wohnungen, die ich sonst schon so gesehen habe», meint etwa ein junger Bewohner im Interview – eine oft geäußerte Feststellung.

Wesentlich sind auch die verhältnismässig günstigen Mietzinsen, die gerade für Menschen mit kleinen Einkommen unabdingbar sind. So leisten die Grossüberbauungen einen wesentlichen Beitrag zur Wohnraumversorgung breiter Bevölkerungsschichten. Angesichts des zunehmenden Verlusts an erschwinglichem Wohnraum und der angespannten Wohnungsmärkte in den grösseren Städten gilt es, dazu Sorge zu tragen.

Lebendige Nachbarschaften

Für die Lebensqualität in den Überbauungen wesentlich sind insbesondere auch die sozialen Verbindungen und Kontakte, die hier im Laufe der Jahre gewachsen sind. Die Nachbarschaft einer Hochhaus-siedlung aus den Bauboom-

jahren ist nicht einfach anonym, wie vielfach angenommen wird. Vielmehr gibt es vielseitige Begegnungs-, aber auch Rückzugsmöglichkeiten, die je nach persönlichen Vorlieben, aber auch je nach Lebenssituation und -phase unterschiedlich genutzt werden. Während einige BewohnerInnen höchstens ihre nächsten Nachbarn vom Sehen kennen, sind andere in Siedlung und Quartier stark vernetzt. Intensivere Kontakte ergeben sich meist, wenn Menschen weitere Bezugspunkte und Interessen miteinander teilen. Gerade Kinder und Jugendliche, die sich schnell untereinander vernetzen, schaffen Kontakte. Aber auch ältere langjährige BewohnerInnen berichten von gemeinsamen Erinnerungen und Kontakten, die sich über die Jahre gefestigt haben. Ein älterer Bewohner, der seit den Anfängen, das heisst mittlerweile seit fast 50 Jahren, in der Telli wohnt, meint etwa: «Der grosse Vorteil hier ist: Man kann mit seinen Nachbarn Kontakt haben, wenn man will, aber man muss nicht. Es gibt viele Möglichkeiten, wo man sich treffen kann, aber man muss keine Verpflichtungen eingehen.» Als Prinzip des Zusammenlebens gilt die Optionalität von Begegnung, ohne Zwang zum Kontakt. Einige BewohnerInnen heben dies auch als besondere Qualität des Hochhauswohnens hervor.

Beitrag und Potenziale der Gemeinwesenarbeit

In beiden untersuchten Überbauungen gibt es eine sozialräumlich orientierte Sozialarbeit beziehungsweise Gemeinwesenarbeit. Diese spielt zur Förderung von nachbarschaftlichen Kontakten sowie für das soziale Leben vor Ort eine wichtige Rolle. Die Angebote der Gemeinwesenarbeit funktionieren nur, wenn sie von BewohnerInnen auch mitinitiiert beziehungsweise mitgetragen werden. Sei es, indem sie Treffen oder gesellige Anlässe organisieren oder indem sie sich in Siedlungs- und Quartiervereinen oder

anderen spezifischen Interessengruppen engagieren (etwa um gegenseitig auf die Kinder aufzupassen, zur Übung in Deutschkonversation oder zur Verwaltung der Gemeinschaftsräume und Siedlungsgärten).

Wo verschiedene Leute zusammenkommen, gilt es auch, verschiedene Interessen unter einen Hut zu bringen. Das Potenzial der Gemeinwesenarbeit liegt dabei auch darin, Vermittlungsarbeit zu leisten und Lösungen für sich erge-

Als Prinzip des Zusammenlebens gilt die Optionalität von Begegnung, ohne Zwang zum Kontakt

bende Probleme zu finden. Im spezifischen Kontext der Hochhausüberbauungen leisten Gemeinwesenarbeitende nicht selten auch eine aktive und anwaltschaftliche Lobby- und Öffentlichkeitsarbeit, um der Stigmatisierung der Siedlungen entgegenzuwirken. Ebenso pflegen sie meist den Austausch mit anderen wichtigen Einrichtungen und AkteurInnen im Quartier wie auch mit städtischen Behörden.

Umgang mit Herausforderungen

Mit der vergleichenden Analyse der zwei Hochhausüberbauungen lassen sich neben den beschriebenen Qualitäten auch einige typische Herausforderungen dieser Settings erkennen.

Ein erhebliches Konfliktpotenzial zeigt sich etwa in Situationen, in denen das Spielbedürfnis von Kindern auf das Ruhebedürfnis (einiger) älterer BewohnerInnen trifft. Generell gibt es in den Siedlungen – gerade auch vonseiten der Verwaltungen, aber auch anderer älterer BewohnerInnen – eine relativ grosse Toleranz gegenüber dem Lärm spielender Kinder. Schwieriger wird es, wenn die Kinder grösser werden. In beiden untersuchten Siedlungen fehlt es an Freiräumen und Treffpunkten im Trockenen, an denen Jugendliche ungestört (und das heisst für sie selbst meist unbeaufsichtigt) und ohne andere zu stören miteinander sein können.

Ein verbreitetes Ärgernis in den Siedlungen ist ausserdem die unrechtmässige Entsorgung und das Liegenlassen von Abfall und Sperrmüll auf dem Gelände. Ohne die Hauswarte, die sich um den Zustand der Räume und Installationen auf dem Siedlungsgelände kümmern, diese unterhalten, warten, pflegen und aufräumen, würde es in den Überbauungen anders aussehen.

Eine Herausforderung kann auch die Eigentümerstruktur darstellen. Wenn bei Entscheidungen zu den kollektiven Siedlungsräumen viele EigentümerInnen mitreden (was insbesondere im Fall von Stockwerkeigentum sehr anspruchsvoll sein kann), können Sanierungen sowie gemeinsame Projekte teils stark erschwert oder durch Einsprachen blockiert werden.

Auch Belegungsrichtlinien können zu Schwierigkeiten führen. Die Geschichte von Unteraffoltern zeigt beispielsweise, dass bei einem städtischen Wohnungsbau, der ausschliesslich subventionierte Wohnungen für bestimmte Gruppen anbietet (wie es bis Mitte der 1990er-Jahre der Fall war), entsprechende soziale Probleme und Ausgrenzungen folgen können.

Heute zeigen sich in beiden untersuchten Siedlungen Segregationstendenzen, die sich auch durch einen im städti-



schen Vergleich relativ hohen Anteil von MigrantInnen an der Wohnbevölkerung bemerkbar macht. Eine Herausforderung stellt diesbezüglich die relativ hohe Konzentration an fremdsprachigen Kindern in den Quartierschulen dar, insbesondere die damit einhergehenden (reellen oder befürchteten) tieferen Übertrittschancen der Kinder in die Sekundar- oder Gymnasialstufe. Im öffentlichen Diskurs, aber auch in Fachdiskursen werden die «vielen Ausländer» in den Siedlungen meist einseitig problematisiert. Damit werden aber die sozialen Ungleichheiten und Benachteiligungen – meiner Ansicht nach das eigentliche Problem – ausgeblendet und die Diversität sowie die Ressourcen postmigrantischer Erfahrungen nicht wahrgenommen. Die lebensweltlichen Wirklichkeiten in Bauboom-Grossüberbauungen sind komplexer, als verbreitete Stereotypen gemeinhin annehmen. In der Betrachtung dieses Baubestands und im künftigen Umgang mit diesem gebauten Erbe plädiere ich deshalb dafür, solch reduzierende Zuschreibungen zu überwinden und die vielseitigen lokalen Erfahrungen und Perspektiven ernst zu nehmen. Dabei geht es auch darum, die Wohn- und Lebensqualitäten vor Ort anzuerkennen. |

Literatur

Eveline Althaus: Sozialraum Hochhaus. Nachbarschaft und Wohnalltag in Schweizer Grosswohnbauten. Bielefeld, transcript, 2018.